

BRUCH

Ein Knäckebrötchen hing verquer in meinem Gaumen. Verhakt zwischen den hinteren Backenzähnen. Das Stück eindeutig zu groß, es hin- und herzuschieben nicht möglich. Nie mehr würde es brechen. Ich war mir sicher. Nie mehr.

Aus seinen müden roten Augen quoll förmlich der Rauch über den Frühstückskaffee, bevor wir uns wieder einmal stritten. Gewisse Töne hatte ich satt, selbst wenn sie das Ergebnis viel zu kurz geratener Nächte waren. Aber ich würde mich von ihnen nicht mehr brechen lassen. Davon war ich überzeugt. Das Knäckebrötchen war ein starkes Stück. Kein knackfrisches Skandinavien-Produkt, sondern ein Bruch unfreudiges, von unbeugsam deutscher Bioqualität. Einer Eisenklemme gleich, übte es einen unangenehmen Druck auf meine oberen Weisheitszähne aus. Die Finger zur Hilfe zu nehmen, erschien aussichtslos. Nur mein Speichel hätte eines seiner kleinen Wunder vollbringen können. Gespannt wartete ich ab, während mein in jeder Zelle rumorendes Seelentief eine stille Erheiterung erfuhr: An einer Scheibe Knäckebrötchen gescheitert. Nicht gut. Gar nicht gut. Mein Schädel dröhnte. Wie laut das Leben sein konnte. Dazu kam die Furcht vor dem Ton des finalen Bruchs in meinem Mund.

Die Furcht vor dem irgendwann, unvermeidlich, laut vor sich gehenden Teilungsprozess. Wann würde es sein? Konnte es je sein? Wie? Wollte ich ein Ende, oder wollte ich es nicht? Mein Leben ohne ihn konnte ich mir nicht vorstellen. Eines mit ihm gerade auch nicht mehr.

Am Vorabend war ich seit geraumer Zeit alleine aus gewesen. Er war ohnedies seit der ersten Möglichkeit sofort wieder unterwegs. Stets unruhig, da oder dort, irgendwo auf Achse. Ruhe nur im eigenen Grab, war seine Devise. Ruhe war ihm nicht geheuer. So war ich höchst überrascht, wie er den großen Stillstand hingenommen hatte. Nie im Leben hätte ich mir das vorstellen können, richtiggehend entspannt war er, bei weitem entspannter als ich, fast so, als ob er es genossen hätte, die ganze Zeit ohne Unterbrechung zuhause. Hochgradig ungewohnt war das, wenn auch mit einem Mal mehr als selbstverständlich.

Ja, er hatte alles hingenommen, gekocht, gearbeitet, Klavier gespielt. Anfangs hatten wir uns auch noch mehr geliebt und weniger gestritten. Irgendwann dann mehr denn je geschwiegen. Doch sofort im ersten Moment der Öffnung, in dem man einem Teil, zumindest unter bestimmten Voraussetzungen, wieder auszugehen erlaubte, war er – so als ob nichts gewesen wäre – wie eh und je von einer Bar, Premiere oder Vernissage, von dieser in jene Kneipe gezogen. Wovon ich, als auch ich am öffentlichen Leben irgendwann dann wieder teilhaben durfte, zuerst dachte, für immer und ewig endgültig genug zu haben, ich konnte nicht ohne Weiteres vergessen.

Dennoch - oder aber genau deshalb - hatte ich mich wieder alleine auszugehen gezwungen.

Es war mir alles andere als leichtgefallen, aber da war eine gewisse Sehnsucht, hatten mir Nächte bisher auch Schutz gegeben. Da hatte ich mich sicherer als tagsüber gefühlt. Die Realität des Tages hinter mir lassen. Ins Bad der Nacht eintauchen. Schutz suchen.

Von nun an aber auch Spuren. Spuren nach Unterschieden.

Was sich verändert hatte, was da draußen anders lief. Ganz im Allgemeinen wie, ich musste es mir eingestehen, auch im Persönlichen, ich wollte es wohl wissen, ob überhaupt noch etwas laufen könnte. Wo zu allem anderen Übel auch noch das Gefühl dazu gekommen war, in den letzten Jahren unverhältnismäßig schnell älter - ja steinalt - geworden zu sein.

Zu endlos die Wochen, Monate, ja Jahre des Schreckens. Hatte ich später nicht irgendwo den Satz gelesen, wie unvorstellbar, dass wir uns nicht vorstellen wollten, was wir uns nicht vorstellen konnten?

Ja, die Jahre hatten mich gezeichnet.

Wie viel hatte es zu erkennen, ein-, aber auch wegzustecken gegeben. Im Gesamtgesellschaftlichen wie bei uns zu Hause, zu unseren vielen Auseinandersetzungen, hatte sich ein weiteres Thema mit dazu gesellt, ich trüge keinerlei Verantwortung, „es“ müsse nun mal sein, für die Gemeinschaft, für ihn, ja für uns, müsse „es“ geschehen, ein Hin, ein Her.

Mit Thea konnte ich darüber auch nicht reden, Thea, meiner besten Freundin, fehlte für meine Haltung jegliches Verständnis. Zwischen uns nie gekannter Frost. Klirrende Kälte trat mir von ihrer Seite entgegen, tat ich im Gespräch nur einen Schritt in meine eigene Richtung. Doch Glauben zu schenken, ohne selbst prüfen und abwägen zu dürfen, war mir stets schwergefallen. Ich litt, wechselte nach zaghaften Versuchen, bei Thea gedankliches Entgegenkommen zu erhoffen, sofort zu belanglosen Alltäglichkeiten über.

Die Vorstellung, auch meine nächste Freundin zu verlieren, war fürchterlich. So war ich zum Schutz und der Zufriedenheit aller möglichst still und leise daheim geblieben, damit beschäftigt, die über die hereinbrechenden Geschehnisse ausgebreiteten Decken nur für mich allein zu heben und zu lüften.

Nie hätte ich mir das je vorstellen können, wie lange sich das zog, bis die Bedrängnisse - zumindest nach außen hin - wieder in den Hintergrund treten durften. Wohl auch um mich von all dem abzulenken, hatte ich beschlossen, gleichfalls wieder mal loszuziehen.

Schaute ich mich jedoch an den Theken der Bars um, war ich mir dort vor Ort, oder spätestens auf dem Heimweg, sicherer denn je, dass ich gut daran tat, mich Zuhause weiter zu verkriechen. Die Welt da draußen erschien mir schaler, die Menschen noch verschlossener, noch weniger gut gelaunt als vor den Schließungen. Fehlte es an Wärme, an Freude? Ging es nur noch darum, weder zu hören noch zu sehen, was man besser nicht sehen oder hören wollte, darum bemüht, weiter in Funktion zu bleiben? Um es auszuhalten? War es für fast alle schwer.

Hatten wir ja alle Angst.

Wenn auch aus den unterschiedlichsten Gründen.

Bei Männern kam mir dieser Eindruck von Verunsicherung irgendwie anders vor. Ich konnte es schwer benennen, vielleicht etwas übertünchter, nein, anders, noch unterdrückter, ja manchmal sogar

schwelend aggressiver, oder anders, die Friedfertigkeit war flöten, man war auf Angriff gebürstet, wehe dem, der anderer Meinung war.

Hui, da zog sofort eine starke Brise auf. Da schwieg man lieber.

Doch kramte ich in meiner Erinnerung, hatte mich schon länger kein Mann hier in dieser Stadt zum Staunen mehr gebracht. Als ob ich die ersten Worte wie auch die, die folgen würden, bereits im Vorhinein hätte vernehmen können. Hin und hergeschobene Alltagsfakten, die ich für gewöhnlich höflich nickend bestätigt hatte, bevor sie in erbarmungslose Arbeits- oder Reiseberichte oder schlimmer noch, in einem eingeübten Witze-Repertoire, ausgefertigt waren. Oder aber in hauchdünn gestrickten Lebensweisheiten, die dann in Trostgesprächen enden sollten, in denen ich im weiteren Verlauf keineswegs selten die Rolle der Therapeutin übernommen hatte. Da waren mir die halb vergnügten Ping-Pong-Spiele noch lieber, den Ball möglichst hochschlagen, pointiert lustig sein, was sich gleichfalls bald erschöpfte. Wenn das nicht alles Pfauenräder waren, die mir die Hoffnung auf ineinandergreifende Worte raubten. Hoffnung auf Worte, die ein paar gemeinsame Schritte in geistige Gefilde hätten versprechen lassen. Wie wunderbar waren da die Überraschungsbegegnungen mit jenen, die nicht nur zuzuhören, sondern ihr Gegenüber dabei in ihren Gedanken zu erfassen vermochten. Fast war mir bang, dass sie zu einer aus der Ferne dumpf in meine Richtung dämmernden Ahnung werden könnten. Die Begegnungen mit jenen, die neue Worte und ja sogar Welten gerade aus uns Frauen zaubern konnten. Die Ausblicke schenken, sich in einer neuen, unvorhersehbaren Geschichte weiter zu träumen.

Eher waren mir noch die in Erinnerung, die sich in ständigem Bedanken verloren, während sie die Träger meines Sommerkleides nestelnd zurechtzurichten suchten. Doch inzwischen waren diese Erinnerungen ohnehin alle nicht mehr wahr. Ich hatte mich verändert.

War ja alles im Vergleich zu vorher ganz anders geworden. Hatte mir mein Herz von Anfang an gesagt, dass da etwas nicht stimmen konnte. Allein wie die Erklärungen von einem Tag auf den anderen über uns alle hereinbrachen - auf eine Art und Weise, wie sie im Schulterschluss im gleichen Schritt daher marschierten, nein, da war etwas anderes im Gange. Ziemlich rasch beschlich mich das Gefühl.

Allein, beobachtete ich die Menschen, die die verheerenden Informationen bewarben, schien mir, da war ein Schalter umgelegt, da gab es keinen Funken mehr an Menschlichkeit, ihr Auftrag hieß in erster Linie Angst erzeugen. Weder ernsthaft wahren Schutz, noch Wohl zu wollen. Anfangs bemühte ich mich sogar, den Texten wie den dazugehörigen Bildern zu trauen, aber es wollte nicht gelingen - stimmten sie nicht mehr oder minder in allem zu sehr miteinander überein, doch tatsächlich auch mit dem, was vor sich ging?

Gab es da nicht einen Gap, der schrie?

Schaut doch mal genauer hin, und hört nicht nur den bloßen Worten zu!

Nun, und diesem Ruf war ich gefolgt, hatte aufmerksam gelauscht, und hatte auch die von Statistik-Feuerwerken gestützten Bilder des Schreckens sorgsam mitbetrachtet, die sich uns da Tag und Nacht wieder und wieder zur Wiederholung ins schier Endlose darboten.

War ihnen allen nicht etwas künstlich Produziertes, ja Automatisches gemein - diesem Eindruck konnte ich mich einfach nicht erwehren.

Was für ein hochgerechnetes Grauen, das da über die Welt hereinbrach, doch was für ein Glück zeitgleich, selbstverständlich war eine Mega-Super-Lösung bald möglichst schon in Sicht. Und demnächst aufs Schnellste bei der Hand. Global, ja was für eine Leistung, und ein Segen für die Menschheit! Wie geschwind das alles ging, wie dankbar mussten alle sein! Und waren es zum Großteil auch. Die angeordneten Begleitschritte nahm man da doch ungefragt in Kauf.

Um für diesen Segen jedoch gleichfalls Dankbarkeit zu hegen, war meine feingeschärfte Wahrnehmung dazwischengeraten, die mich unter der glatt polierten Oberfläche einiges entdecken ließ. Was andere Menschen, aus purer Furcht womöglich, aufzunehmen nicht mehr in der Lage, zugedeckt beließen.

Aber wie bitte konnte man das abverlangen, wer konnte sich bei all den aufgebotenen Schreckensbildern überhaupt noch gelassen auf die Materie einlassen, wer konnte noch Zeit und auch Nerven dafür zur Verfügung stellen, ja wer nahm sie sich dafür, zwischen den Zeilen des Präsentierten zu lesen oder auch gar noch dahinter schauen zu wollen? War der Alltag allerorts nicht viel zu engmaschig getaktet, der Druck von diesem und von jenem angereichert überfüllt, stand er nicht ohnehin bis zum Hals zu hoch?

Und dann diese Angst, diese immense Angst, Angst, zu verlieren, diese Angst, unser Heiligstes, unser Leben zu verlieren.

Ich weiß nicht, warum ich diese Angst nicht hatte.

Vielleicht weil ich über den Schrecken, auf welche Weise das Ganze ins Rollen gebracht wurde, den Schrecken vor der perfiden Krankheit an sich, fast ganz vergaß.

Möglicherweise war ich, die nie ferngesehen hatte, auch an die Programme nicht gewöhnt, folglich von dem machtvoll wirksamen Sog der dort entsprungenen Dauerloops befreit. War es mir ohnehin immer ein Bedürfnis, Menschen zu studieren, Gesichtsausdrücke, wie auch Texte, die unter dem lagen, was ausgesprochen wurde, zu verstehen.

Kam ich einst ja auch mal von der Kunst, in gewisser Weise, so behauptete ich ihm gegenüber zumindest, auch von der Kunst der Inszenierung. In der ich aber längstens schon nicht mehr mitzuspielen mich entschieden hatte. Weshalb mein Blick vielleicht ein anderer und ich in meinem Handeln freier war, gleichwie, kaum war es mit den Horrormeldungen losgegangen, begannen unsere Meinungen noch weiter auseinanderzudriften. Amin befand alle Statements, wie die darauffolgenden eingeforderten Aktionen, begrüßenswert und logisch, eben wissenschaftlich für ihn überzeugend begründet, hatte er ja nur das eine im Sinn, auf nichts im Leben zu verzichten, rasch weiterzuarbeiten und baldmöglichst auch wieder zu reisen.

Aber erstmal war Stillstand überall, höchste Vorsicht war geboten, ja, was ging da plötzlich vor sich, wo blieb nur - nach dem ersten Innehalten - der Moment, der so wie es einst mal üblich war, mehrere Möglichkeiten der Betrachtung barg?